

Mythos des 20. Jahrhunderts, das Buch eines der größten Ideologen des Nationalsozialismus, auf den Index, hingegen Hitlers *Mein Kampf* nicht? Warum schwieg der Heilige Stuhl zur Judenverfolgung? Wolf ereifert sich zwar an keiner Stelle des Buches für die katholische Kirche, räumt sogar ein, dass es »unbestreitbar auch einen christlichen beziehungsweise katholischen Antisemitismus« gegeben habe, wehrt sich aber entschieden gegen Daniel Goldhagens Vorwurf, die katholische Kirche sei samt und sonders antisemitisch eingestellt gewesen.

Ausführlich geht der Kirchenhistoriker auf die mutigen Protestpredigten des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen ein, der öffentlich gegen die Tötung »lebensunwerten Lebens« auftrat. Sowohl Pius XI. als auch Pius XII. seien aber »als obersten Hirten aller Katholiken auf der ganzen Welt« die Hände gebunden gewesen. Trotz der Verurteilung des Antisemitismus habe der Vatikan gezaudert, wenn es um die Bitte Verfolgter ging, den antijüdischen Terror lautstark zu verurteilen. Als

Beispiel für die »tragische Hilflosigkeit« der katholischen Kirche führt Wolf die getaufte Jüdin und Karmeliterin Edith Stein an, die Anfang April 1933 in einem ergreifenden Brief Papst Pius XI. gebeten hatte, mit einer Enzyklika gegen die Judenverfolgung einzuschreiten. Doch der Vatikan verharrte in Schweigen. Im Juli 1942 protestierten offiziell die niederländischen Bischöfe in einem Hirtenbrief gegen die Deportation der Juden – und taten genau das, was Edith Stein schon beinahe ein Jahrzehnt zuvor vom Oberhaupt der Kirche vergeblich erbeten hatte. Die Nazis deportierten daraufhin die getauften Juden – unter ihnen Edith Stein – in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und schickten sie ins Gas.

Ein kritisches, unideologisches, spannend geschriebenes Buch, das Einblick in die Hintergründe der Entscheidungen und diplomatischen Manöver der katholischen Kirche im Nationalsozialismus gewährt.

Hubert Wolf: Papst & Teufel. Die Archive des Vatikans und das Dritte Reich. Verlag C. H. Beck, München 2008, 360 S., € 24,90.

Gespräch mit Josef Heinrich Darchinger

»Der richtige Fotograf in der Nähe«

Josef H. Darchinger ist ein Fotograf, der das Gesicht der Bonner Republik über viele Jahrzehnte geprägt hat. Kürzlich übergab er dem Archiv der Sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung sein gesamtes Fotoarchiv. In diesem Januar ist in der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin die Ausstellung »Helmut Schmidt – Kanzlerjahre. Fotografiert von Jupp Darchinger« zu sehen. 2008 erschien dazu beim J.H.W. Dietz Verlag ein Bildband. Das Gespräch führten Thomas Meyer und Sonja Thränert.

NG/FH: Herr Darchinger, das Verhältnis zwischen Bild und Text hat sich in den letzten Jahren sehr verändert, die politischen Botschaften werden heutzutage stark über Bilder transportiert. Wie hat sich die Rolle des Bildes geändert? Wären sie lieber heute Fotograf als vor 30 Jahren?

Darchinger: Nun ja, ich bin Kind meiner Zeit und es ist verständlich, dass ich die Praktiken und die Möglichkeiten meiner Zeit lieber beschreibe als das, was heute gemacht wird.

Ein kleines Beispiel: Vor wenigen Tagen war ich in Mainz eingeladen zu einer

Podiumsdiskussion beim *Südwestfunk*. Der Gegenstand der Diskussion war die Ausstellung »Rückblick 2008« in der rheinland-pfälzischen Landesvertretung in Berlin. Der Redakteur hatte mich eingangs gebeten nachzusehen, ob es ein Bild gäbe, das ich am ausdrucksstärksten fände, um dann darüber zu sprechen. Aber ich habe ihm gesagt: Tut mir leid, ich habe nichts gefunden. Meine Begründung: Es waren sicherlich einige ganz originelle Bilder dabei. Interessant wären sie, wenn sie aus dem politischen Wissen und Können des Fotografen entstanden wären. Aber alle Fotos waren von Presseagentur-Fotografen. Diese Fotografen waren keine Freiberufler wie ich, die nicht nur das Bild, sondern auch den Inhalt bestimmen mussten, um es später vermarkten zu können – das war nicht so einfach, man musste schon auf Ideen kommen.

In der Ausstellung war außerdem kein einziges Schwarz-Weiß-Bild dabei. Farbe verklärt die Bilder schon von vornherein, sie geben eine zusätzliche Nachricht gegenüber dem Schwarz-Weiß-Foto: eben die Farbe. Der Nachrichtenwert dieser Presseagenturfotos war eigentlich nicht so hoch, weil der wirkliche Könner, der die Sache beherrschen muss, nicht dahinter saß. Die Fotografen werden irgendwo hingeschickt, zu einem Ereignis ins Ausland und anderswo, fotografieren da die dramatischsten Bilder, die man überhaupt kennt: Krieg, Blut, soziales Elend. Alles das vermarktet sich natürlich besonders gut.

Zu meiner Zeit war der Markt enger. Wir mussten uns hier mehr oder weniger mit dem befassen, was der Alltag bot, und das war eine Menge. Zumal es nicht so viele Abnehmer gab für das Bildmaterial, wie zur heutigen Zeit. Farbfotos druckte damals in den 60er Jahren oder bis in die 70er Jahre hinein kaum jemand, das war viel zu teuer, viel zu langsam und zu umständlich. Farbdruck war allenfalls für Monats- oder Wochenhefte möglich: Der *Stern* erschien dann als erster farbig, aber

die Tagespresse konnte zu der Zeit keine Farbe drucken. *Der Spiegel* wurde erst nach 1995 farbig.

NG/FH: Sie haben sehr viele Politikerporträts gemacht. Haben Sie den Eindruck, dass es in erster Linie darum geht, die Persönlichkeit einem Publikum bekannt zu machen, oder sind es auch direkt politische Botschaften, die mit ihren Bildern transportiert werden?

Darchinger: Es geht natürlich um die Persönlichkeit im interessanten Foto. Ich rede jetzt von Fotos, die für politische Plakate zu Wahlkampfzeiten gemacht wurden, also Werbefotos im übertragenen Sinne. In den 50er/60er Jahren wurden alle Bun-

destagsabgeordneten fotografiert, und das natürlich in Schwarz-Weiß. Um hier ein interessantes Foto hinzubekommen, mussten Sie schon ein guter Fotograf sein. Und das ist mir schon sehr früh gelungen, beispielsweise bei den SPD-Plakaten. Es gab nur wenige Leute, die in Schwarz-Weiß so ausdrucksvoll fotografieren konnten.

Aber Ihre Frage war, ob mit den Bildern eine politische Nachricht transportiert werden soll: in diesem unmittelbaren Sinne nicht. Das ist schon sehr schwierig. Einzig, wenn man das politisch nennen will, wäre Helmut Schmidt mit seiner Marinemütze, dem blauen Mantel und roten Schal zu nennen. Durch diese Anmutung kam schon eine gewisse Arbeitnähe zum Ausdruck. Aber ob das nun wirklich bewusst gewollt war oder sich so ergab, möchte ich heute nicht beschwören. Der Grundsatz für die Wahlplakat-

Fotos war jedenfalls nicht, die Kandidaten abzubilden mit der Pfeife und zerschundenen Händen, damit man sie als Standesvertreter der proletarischen Partei erkennt.

So betrachtet, waren die Bundestagsabgeordneten eigentlich schon immer ein bisschen elitär und hoben sich von der allgemeinen Linie ab. Doch ich habe immer versucht, die Menschen so darzustellen, dass sie sympathisch wirkten, dass die Betrachter, die möglichen Wähler, immer wieder das Empfinden hatten, sich mit dieser Person identifizieren zu können. Es ging also darum, auch Leute mit einem nicht besonders aussagekräftigen Impetus oder Gesicht als Vertreter der Arbeiterschaft darzustellen. Dabei musste man hier und da schon ein wenig nachhelfen, und das habe ich auch kräftig getan. Ich wollte schon kernige Leute fotografieren.

NG/FH: Sie haben in den 60er/70er Jahren sehr viele sozialdemokratische Persönlichkeiten in Bildern festgehalten. Besonders gut in Erinnerung sind die charakterstarken Fotos, die Sie von Willy Brandt und Helmut Schmidt gemacht haben. Gerade ist ihr neues Buch über Helmut Schmidt erschienen, der über sie gesagt hat: »Darchinger ist der Beste«.

Darchinger: So ist es, das soll er einmal gesagt haben. Ich glaube, es war Friedrich Nowotny, der gesagt hat: »Wer von Darchinger fotografiert wird, der wird was«. Und das habe ich wirklich sehr oft bestätigt bekommen. Ich habe noch gut eine Begeg-

die SPD bekommen. Sie war für mich in den Anfangsjahren 1951, 52 ein wichtiges Standbein, ich habe da meine ersten Großen verdienen können.

NG/FH: Haben sie im Verlaufe ihres Fotografenlebens den Eindruck gewonnen, dass Bilder letzten Endes immer die Wahrheit sagen, oder kann man mit Bildern lügen? Als Politiker vor allen Dingen.

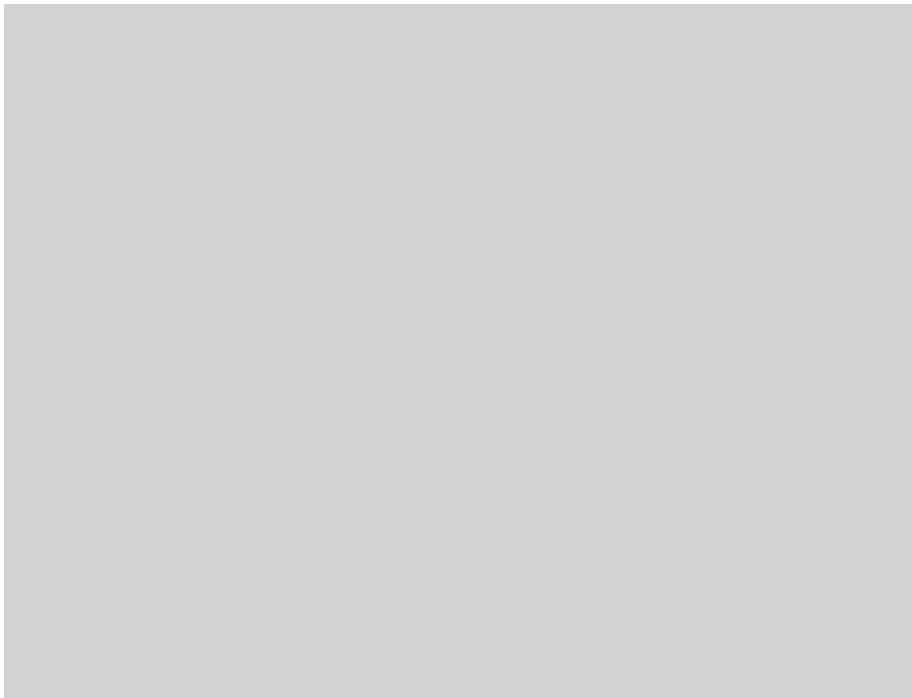
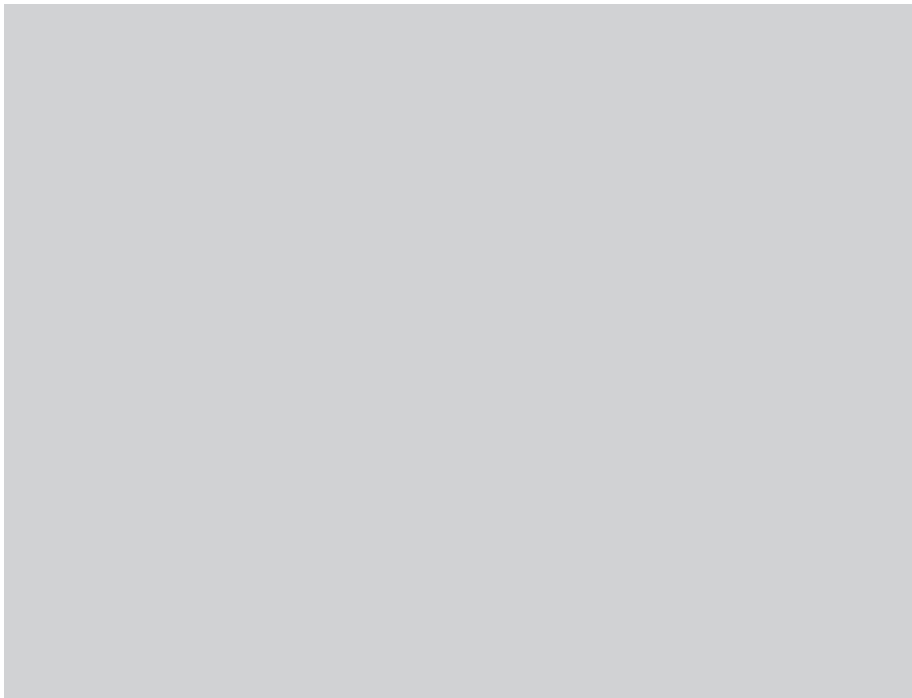
Darchinger: Hierzu gibt es keine klare Antwort, die Zeiten haben sich verändert. Die Fotografie ist eine andere geworden, sie ist heute die digitale Fotografie. In der digitalen Fotografie sind Dinge möglich, da ver-

» Fotos sind nicht mehr die reine Wahrheit. Das war zu meiner Zeit anders. Ein Bild zu verändern, war viel zu kompliziert. Es wäre auch gegen die Berufsehre gegangen. «

nung in Erinnerung, als ich in Rom Kardinal Ratzinger porträtiert habe, er war damals noch Kurienkardinal und oberster Beamter im Vatikan. Zum Abschluss der Begegnung habe ich ihm gesagt: Wissen sie, Herr Dr. Ratzinger, sie werden mal Papst. Dies hat er natürlich von sich gewiesen – aber siehe da, an dem Spruch war doch etwas dran.

Habe ich viele SPD-Politiker fotografiert? Eigentlich habe ich quer durch die Parteien fotografiert. Aber die SPD war immer klug genug, einen Fotografen sehr stark an sich zu binden. Außerdem hatte die SPD an die 50 Zeitungen und Druckhäuser und eine gewaltige nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Kraft. In Berlin war das große Druckhaus Grunewald des *Tagesspiegel*. Und der SPD-Parteivorstand, das habe ich später in altem Fotomaterial erkennen können, besaß schon sehr früh ein Fotoarchiv, und dann auch eine eigene Werbeabteilung. Das hatte keine andere Partei, außer der KPD, möglicherweise. Und in diesen Apparat bin ich hier in Bonn ein bisschen mit hineingerutscht. Ich habe viele Aufträge für

schlägt es einem den Atem. Wir – meine Söhne, die auch Fotografen sind, und ich – wollen die Menschen nicht verändert darstellen, sondern so, wie sie sind – gerne von ihrer besten Seite, aber nicht bis zur Unkenntlichkeit verschönert und idealisiert. Heute können Sie ja keinem Foto mehr trauen, in wie weit das überhaupt noch mit der sichtbaren Wirklichkeit zu tun hat, die mal fotografiert wurde. Zwar ist das professionell und dadurch auch legitim, aber es gibt heute keine Zeitungsanzeige mehr, in der das wirkliche Foto noch unverändert zu sehen wäre. Fotos sind in dem Moment nicht mehr die reine Wahrheit. Das war zu meiner Zeit anders. Ein Bild zu verändern, war viel zu kompliziert. Es wäre auch gegen die Berufsehre gegangen. Es war mühsame Handarbeit, das musste alles mit Rasierklinge und Haarpinselchen geschnitzelt und geschnipselt werden. Es gab den Beruf des Retoucheurs, aber der hatte eigentlich andere Aufgaben. Er veränderte die Bilder nur im technischen Sinne, indem er einfach Schattenpartien mit seiner Spritzpistole ein bisschen heller machte und Konturen verstärkte.



NG/FH: Sie haben Ollenhauer und Brandt intensiv fotografiert. Wie wichtig war die persönliche Beziehung zu diesen Politikern? Stimmt es eigentlich, dass mit Willy Brandt erst das Bewusstsein für den Stellenwert von Fotos in die Politik hineingekommen ist, und das Selbstbewusstsein der Politiker, diese für sich zu nutzen? Wurde es von anderen vorher gar nicht erkannt, wie wichtig Fotos sind?

Darchinger: Das wusste man schon seit langem sehr gut. Die optische Präsentation von Kaiser Wilhelm II. war in beneidenswerter Weise professionell. Man weiß auch, dass Hitler sich jedes Foto von seiner Person vorlegen ließ und hinsichtlich seiner Wirkung auf die Betrachter zensierte. Nach dem Ende der Tyrannei wurden auch in dieser Beziehung die Zähler erst mal zurückgesetzt. – Im Bundestagswahlkampf 1957 plakatierte die CDU farbige Gemälde ihrer Spitzenpolitiker, sehr schön und stark idealisiert. Für Ludwig Erhard brachte das einen Popularitätsschub. Ollenhauer war sich vielleicht noch nicht der Möglichkeiten bewusst, die in einem guten Foto stecken, obwohl er schon wusste, wie man sich anstellen muss. Aber es gibt beispielsweise hervorragende Fotos schon von Hilferding oder von anderen Politikern der Weimarer Republik. Das war gekonnte Fotografie und es war auch gekonntes Posieren – die Leute wussten, wie es geht. Nur konnte man das Foto damals nicht so umsetzen wie das heute möglich ist. Aber das Medium verlangt natürlich auch passende Protagonisten. Bismarck hatte eine Fiselstimme und wäre in Zeitalter des Radios beim Publikum durchgefallen. Für's Visuelle ist es schon ein Vorteil, wenn man gut aussieht und sicher auftritt. Man kennt Fälle, dass Schauspieler, Gaukler und Musikanten allein durch Medienkompetenz hohe politische Ämter gewonnen haben. Paradoxerweise machen aber zu viel Schönheit und Gewandtheit verdächtig.

NG/FH: Aber Willy Brandt hatte schon ein starkes Foto-Selbstbewusstsein.

Darchinger: Wenn man diesen Begriff benutzen will: ja, Ich hatte zu Willy Brandt einen guten Bezug hinsichtlich der fotografischen Wirkung. Er wusste es, instinktiv und auch ganz bewusst. Wenn ich während einer großen Kundgebung in sein Blickfeld kam, dann ging seine Gestik in meine Richtung. Dadurch gab es sehr viele hervorragende Willy-Brandt-Fotos. Aber das ist auch eine Sache, die nicht so von ungefähr kommt, sondern dies hatte etwas mit dem gegenseitigen Empfinden, dem gegenseitigen Gespür zu tun. Er war ein sehr feinfühlig, sensibler Typ und ich nehme für mich in Anspruch, auch nicht ganz kontaktfreudig zu sein. Helmut Schmidt ist auch ein hoch sensibler Mann, wenn auch in einer etwas raueren Schale. Er konnte es auch, das kann ich ihnen sagen: Er wusste schon, wie er sich darzustellen hatte, wenn der richtige Fotograf in seiner Nähe war. Das Medium für den eigenen Vorteil zu nutzen, indem man auf die Bedürfnisse des Medienmenschen eingeht: das haben kluge Politiker ganz bewusst gemacht, und das war auch gut so.

Aber diese einfühlsame Zusammenarbeit zwischen den Politikern und ihren Fotografen, das gibt es heute nicht mehr. Die Distanz ist zu groß, die Freizügigkeit zu stark eingeschränkt und reglementiert. Wichtig ist eben, dass man an die Politiker mit einem Vertrauensvorschuss heran kann und ihnen näher kommt und sie dann auch auf die Fotografen eingehen. Das gibt es nicht mehr, und darum ist diese Art von politischer Fotografie in der Tradition von Erich Salomon zu Ende.

Helmut Schmidt. Fotografiert von Jupp Darchinger. J.H.W. Dietz Nachf. Verlag, Bonn 2008, 431 S., € 34,00.

Josef Heinrich Darchinger: Wirtschaftswunder. Deutschland nach dem Krieg 1952-1967. Taschen Verlag, Köln 2008, 285 S., € 29,99.